

KOMMANDO FLUTEN!

text JOHANNES MITTERER
fotos ROBERT FISCHER



Unter Wasser herrscht Alkoholverbot, also treffen sich die Mitglieder der Ubootkameradschaft München an ihrem Stammtisch im Hofbräuhaus. Worüber reden die da?

Ein Abend, der mit einem Trinkspruch beginnt, verspricht, ein guter Abend zu werden. Und wenn nicht, dann hat man wenigstens alles versucht. „Klarmachen zum Peilen“, ruft also Fregattenkapitän a.D. Jürgen Weber in die Runde, mit tiefer, vom Kommandogeben trainierter Stimme. „Klarmachen zum Peilen“, hallt es ihm entgegen, Weißbiere werden in die Höhe gereckt. „Peilung Achtung!“, setzt Weber fort, eh alle Stimmen in einem langgezogenen „A Nuuuuullll!“ zusammenfinden. Jetzt wissen auch die Gäste an den Nebentischen im Münchner Hofbräuhaus: Die U-Boot-Fahrer sind da.

200 Stammtische treffen sich in diesem Giganten eines Wirtshauses, der älteste seit 70 Jahren. Ich denke dabei vor allem an Männer, die viel trinken und wenig reden, und die auf die Frage, ob man sich dazusetzen dürfe, stumm auf eine Tafel zeigen: Hier sitzen die, die immer hier sitzen. Und da ich nie dort saß, gehörte ich auch nie dazu. Andersrum habe ich auch nie gefragt. Deshalb will ich herausfinden: Würde ich mitreden dürfen, wenn ich es versuchte? Und was ist das Geheimnis, dass diese Leute es ständig mit sich aushalten?

Alle 200 Stammtische würde ich nicht besuchen können – die Leber. Also Stichprobe. Ich wähle die Ubootkameradschaft München 1926, weil sich hier schon beim Namen zwei Fragen aufdrängen. Eine für den Anfang: Was machen U-Boot-Fahrer in München? Und eine eher für das Ende: War da nicht was, zwischen 1926 und heute, an dem U-Boot-Fahrer beteiligt waren? Ein Abend in fünf Weißbieren.

I Das historische Weißbier

Die Pressesprecherin des Hofbräuhauses hatte meinen Besuch angekündigt. Mich erwartet ein freier Stuhl an einem runden Tisch im Erkerzimmer, erster Stock, fern des Touristentrubels, und der feste Händedruck und das breite Lächeln von Jürgen Weber, 64, der Vorsitzende der Kameradschaft. Sechs weitere Männer sitzen am Tisch. Erster Eindruck: Ehemalige U-Boot-Fahrer tragen überwiegend Bart, gern voll und grau, teils Haupthaar, gern licht und grau, dazu marineblaue Kleidung, gern mit U-Booten darauf. Wir bestellen dunkle Weißbiere, machen klar zum Peilen, nach zwei Sätzen sind wir per Du. Dann erklärt Jürgen, was es mit dieser Runde auf sich hat. Er beginnt von ganz vorn.

1926 sei die Ubootkameradschaft München gegründet worden, als Hilfsorganisation. „Nach dem verlorenen Krieg habe ich was anderes im Kopf, als in der Kneipe zu sitzen und Traditionen hochleben zu lassen“, sagt Jürgen, „da geht’s ums bloße Überleben.“ Versehrte versorgen, sich um Halbwaisen kümmern, solche Dinge. Dieser Verband habe dann bis zur Gleichschaltung durch die Nazis existiert.

Nach dem Zweiten Weltkrieg waren Traditionsverbände zunächst verboten. Erst 1959 wurde die Ubootkameradschaft München neu gegründet. Einige berühmte Münchner seien damals U-Boot-Fahrer gewesen, erzählt Jürgen, dieser eine bekannte Kabarettist etwa, „der ist zwei Tage in der Biskaya gepaddelt, bis sie den rausgeholt haben“. Es ist alles recht komplex, ich müsste bei jedem zweiten Namen →

Nur wenige Stammtische bekommen im Hofbräuhaus eigene Bierdeckel. Die Ubootkameradschaft hat es geschafft

Details nachfragen, also lasse ich es meistens. Es muss wohl auch so sein: Am Stammtisch spricht man eine eigene Sprache, man kennt die gleichen Leute, und auch wenn nicht alle mitkommen, hat man es immerhin gemütlich. Seit 1998 treffen sie sich nun schon im Hofbräuhaus. Die schwierigen Jahre eines Stammtisches müssen die ersten sein, denke ich. Je älter die Tradition, desto stärker das Gefühl aller, daran festhalten zu müssen, sie ist das Fundament. Aber es sind die Gemeinsamkeiten der Teilnehmer, die den Stammtisch mit Leben füllen.

II Das Verständnis-Weißbier

Also was genau machen U-Boot-Fahrer in München? Die Vorstellung, man würde sich zu Tauchfahrten im Starnberger See treffen, war zwar lustig, aber reichlich naiv. Und natürlich hat die Marine schon immer aus ganz Deutschland Rekruten eingezogen. Zumal nicht mal alle Anwesenden aus Bayern stammen. Jürgen kommt aus Rheinland-Pfalz, Claus Paustian aus Kiel, Georg Rudy ist „Lüneburger Heide“. Sie leben und arbeiten halt heute hier. Ich formuliere die Frage also neu: Warum wird man U-Boot-Fahrer?

„Damals gab es noch keinen Alltours“, sagt Jürgen, der 1974 einstieg, „um nach Ägypten zu kommen, brauchtest du ein Schulschiff.“ „Ich geh zur Marine und seh was von der Welt“, so habe sich auch Georg das vorgestellt. Aber ist eine fensterlose Röhre unter Wasser dafür das richtige Gefährt?

„Nö, eher nicht“, gibt Claus zu. Sein Opa sei im Weltkrieg U-Boot-Fahrer gewesen, dessen Bruder auch. Als Kind habe er ein Fotoalbum gefunden, den Opa später gelöchert wie ein Berserker. Der habe ja nicht viel erzählt, aber das Interesse war gesät. 1988 ging er als Funker auf Tauchstation.

Die anderen sind da eher, sagen wir, reingerutscht. Wie Smut Helmut Voecks, 59: „Ich habe bei einem Preisausschreiben einen Tag beim Marinekorps gewonnen. Ich war wahrscheinlich nicht der einzige Gewinner. Später habe ich für vier Jahre unterschrieben. Am Ende der Grundausbildung, wir waren in einer guten Bierlaune, habe ich mich mit fünf anderen, alle über 1,90 Meter groß, fürs U-Boot angemeldet. Wir wollten einen Scherz machen. Die haben uns alle sechs genommen.“ Plötzlich Elite.

Auch das wird diesen Stammtisch zusammenhalten, denke ich. Man teilt ein Schicksal und findet Zuhörer für seine alten Geschichten, die draußen so mancher nicht versteht oder womöglich auch nicht hören will. Ich bin wegen dieser Geschichten hier.

III Das Anekdoten-Weißbier

Die Kellner bringen eine Brotzeit, kalten Braten, Obazdn und Presssack, leider aber zu wenig Brot. Funker Claus, zuständig für die Kommunikation nach außen, bestellt nach, dann öffnet er sein inneres Geschichtsbuch. Er spricht etwas schneller, aufgeregter als die anderen, beugt den Oberkörper nach vorn. „Das waren heiße Zeiten damals“, sagt er, DDR-Marine, Kalter Krieg und so. Einen echten Krieg hat von ihnen keiner erlebt, eher brachte man sich selbst in die Bredouille. „Wir lagen mal mit Maschinenschaden viereinhalb Stunden quer zur See, bei Windstärke 8 bis 12, da hatte der Kahn 55 Grad Krängung zu jeder Seite. Mit einer Hand hast du dich festgehalten, mit der anderen hast du gearbeitet“, sagt Claus. Jürgen erinnert sich an eine Fahrt am Nikolaustag. „Wir haben uns 13 Meilen vor Danzig auf Grund gelegt, einer machte sich aus weißen Krampen einen Rauschebart, der Smut kochte Glühwein, mit nicht zu viel Wasser und nicht zu wenig Rum, so haben wir dann gefeiert.“

Es sind aber nicht nur Geschichten vom Gewinnen. Manfred Schnotalla, mit 78 der Älteste in der Runde, erzählt, wie er beim Wachestehen vor der Kaserne einen Wellensittich retten wollte und dabei sein Gewehr verlegte. „Ich dachte, ich werd’ erschossen. Aber es hat mich nur eine Wochenendwache gekostet.“ Einem U-Boot-Fahrer, so der Tenor, ließ man eben vieles durchgehen. Oder er nahm die Strafen nicht so schlimm wahr. Denn er sei eine bestimmte Spezies Mensch, anpassungsfähig, ausgeglichen, in sich ruhend. Mit diesem Wissen halte ich es für einen guten Moment, mein Geständnis abzulegen.

IIII Das Transparenz-Weißbier

„Ich habe den Wehrdienst verweigert“, sage ich in schonungsloser Offenheit – es stört aber gar keinen. „Mancher Verweigerer macht mehr für die Gesellschaft als mancher Soldat“, sagt Jürgen. Da stimme ich zu, zumindest für die Hälfte meiner Dienstzeit, in der ich nicht Karten spielte. Mein Geständnis wirft aber ein Aufregerthema auf: die Wehrpflicht.

„Und dann schafft unser Lügenbaron aus Bayern die Wehrpflicht ab“, schimpft Jürgen, „mit Billigung aller nichtsnutzigen Politiker. Was hat das dieser Republik gebracht?“ Er redet sich ein bisschen in Rage, haut auch mal auf den Tisch. Alles in allem habe die Politik unsere Marine zu einer Entenpolizei degradiert. Die heutigen U-Boot-Fahrer müssten es ausbaden und teils 200 Tage im Jahr zur See fahren. Er ist wirklich ein bisschen wütend, ohne wie ein Wutbürger zu wirken. Auch wenn der Name Angela →

Das mit dem Alkohol sei keine Pflicht, aber Gruppenzwang gebe es schon, sagt Jürgen (l. u.). Manfred (r. o.) gibt dem gerne nach



EIN PROSIT!

DER LANGE WEG ZUM STAMMKUNDEN

Das Münchner Hofbräuhaus zählt 3500 Stammkunden, obwohl es „nur“ Platz für 3000 Gäste bietet. Den Stammkunden-Status muss man sich durch jahrelange Präsenz erarbeiten, heißt: hinsetzen, Bier trinken, morgen wiederkommen, übermorgen auch. Was dabei eher nicht hilft: sich mit der „Leder“-hose aus dem hauseigenen Fanshop einkleiden. 44,90 Euro sind nur auf den ersten Blick ein guter Preis.



Der Traum jedes Stammkunden: ein Schließfach für den Maßkrug

DIE VORTEILE DES STAMMKUNDEN

Wer sich eine Stammkunden-Karte verdient hat, darf nicht nur auf einen Stammtisch hoffen (irgendwann), sondern sich auch auf eine Warteliste für die Maßkrug-Schließfächer setzen lassen. Davon gibt es 616, die Wartezeit beträgt zwischen zwei und fünf Jahren. Dann endlich darf man seinen eigenen Krug mitbringen, selber abspülen und hier einschließen. Dazu haben Stammkunden Vorteile beim Bierkauf. Wer zehn Bierzeichen kauft, die eigene Münz-Währung des Hofbräuhauses, erhält ein elftes gratis dazu. Einfache Rechnung: Wer viel trinkt, spart viel.



Inflationssicher: Ein Bierzeichen ist eine Maß Bier wert, Preis egal

Merkel seine Stimmung nicht merklich aufhellt. Ist das nun das berühmte Stammtischniveau? „Das haben wir auch“, gibt Jürgen zu. „Aber du hast hoffentlich gemerkt, dass wir mit unseren Herzen und Gedanken bei denen sind, die aktiv in der U-Boot-Flotte sind.“ Jetzt klingt er wie ein Vater, der sich um seine Kinder sorgt. Meistens aber, sagt Jürgen, versuche man, die Dinge etwas differenzierter darzustellen.



Das Sensible-Fragen-Weißbier

Zwischendurch singen die Männer eine für U-Boot-Fahrer umgedichtete Version der „Lili Marleen“, dann versenken sie einen USB-Stick in U-Boot-Form im Weißbier, Kommando „Fluten“. Manch einer kratzt in Sachen Bestellung schon an der Zweistelligkeit. Akustisch verstehen wir uns immer schlechter, inhaltlich dafür umso besser. Ich habe das Gefühl, schon nach drei Stunden ausreichend in den Stammtisch integriert zu sein, um auch die sensibelste meiner Fragen stellen zu können: Wie ist das Verhältnis zur Generation, die im Weltkrieg gekämpft hat?

„Das war nicht leicht“, sagt Jürgen, „wir waren die totalen Loser, weil wir ja nie Wasserbomben erfahren haben. Die hatten keinen Respekt vor dem, was wir geschafft haben, nämlich über Jahrzehnte die Einsatzbereitschaft und damit auch den Frieden zu erhalten.“ Dass hochrangige Nazis wie Großadmiral Karl Dönitz, der letzte Reichspräsident des Deutschen Reichs, noch bis 1970 die Ubootkameradschaft besuchten, wie auf der Vereinswebsite dokumentiert ist, gehört für ihn zur Geschichte, und die soll auch transparent sein. „Aber wenn du sein Buch liest, so ein Wälzer“, er spreizt Daumen und Zeigefinger, „und auf zweieinhalb Seiten ist sein Verhältnis zum Nationalsozialismus beschrieben – da passt allein was von der Mengenmäßigkeit nicht.“

„Mein erster Kommandant war ein Übernommener“, klinkt sich Manfred ein, also ein ehemaliges Mitglied der Kriegsmarine, das war 1963. Bei einer Gefechtsübung sollten sie einen Geleitzug der Franzosen angreifen. „Der Kommandant guckte mit einem Auge durchs Sehrohr, seine Backe zitterte. Da hab ich ihm einen Spitznamen gegeben: Flatterbacke. Im Scherz. Als junger Mensch konnte man sich nicht in seine Situation denken, dass der das schon erlebt hat.“ Es tut ihm leid, auch Jahrzehnte später.

Nachdenken, differenzieren, sich selbst hinterfragen – das muss der reflektierteste Stammtisch der Welt sein, glaube ich. Kann das sein? Ich leere mein letztes Weißbier. Es ist kurz vor Mitternacht und keiner mehr da, an dem ich das überprüfen könnte. ●